

Müde und verschwitzt streift Sigrid Wolfram die OP-Maske und das Schutzvisier vom Kopf. Ihr Kampf gegen das Virus ist für heute vorbei, jetzt übernehmen ihre Kollegen in der Notaufnahme des Kings County Hospital in New York. Es ist kurz vor vier am Freitagnachmittag, als die Oberärztin ihre Sachen zusammenpackt. Sie lehnt die Pizza ab, die ihr Kolleginnen anbieten. Zum Mittagessen hatte man keine Zeit gefunden. Wolfram streift den gelben Schutzkittel ab und geht an zwölf Notfallbetten vorbei, die provisorisch zu Intensivbetten umfunktioniert wurden. Sie sind mit einfachen Glaswänden voneinander abgetrennt. In jedem Bett liegt ein intubierter Corona-Patient.

Längst hat das Virus fast alle anderen Krankheiten aus dem Krankenhaus vertrieben. Operationen werden, wenn möglich, aufgeschoben; wegen Schnittwunden oder eines verstauchten Knöchels kommt längst keiner mehr hierher. Neunzig Prozent der 634 Betten in ihrem Krankenhaus, schätzt Wolfram, sind schon mit Corona-Patienten belegt.

Das Wartezimmer der Notaufnahme ist so voll, dass es unmöglich ist, hier den medizinisch geratenen Mindestabstand zu gewährleisten. Corona-Testkits sind dermaßen rar, dass Sigrid Wolfram bei der Diagnose ohne sie zurechtzukommen muss: Wessen Lungen keine weißen Flecken aufweist und wer genügend Sauerstoff im Blut hat, der wird von ihr in die Heimquarantäne geschickt. Die anderen Patienten behält sie, auch wenn diese mittlerweile bis zu zwei Tage auf ein Bett warten müssen. Herzstillstände wegen Atemversagen nehmen zu. Die Arbeit sei anstrengender geworden, nicht nur körperlich, sagt die Oberärztin: »Es ist hart, so viele Menschen sterben zu sehen.«

Wolfram drückt eine Tür mit links auf, greift mit der rechten Hand zum Desinfektionsmittelspender, pumpt, reibt das Mittel in die Hände. Es sind geschmeidige Bewegungen, eine Art Viren-Tai-Chi, das sie sich antrainiert hat. Weil die Testkits so knapp sind, werden auch Ärzte erst getestet, wenn sie Symptome haben. Dass sie natürlich auch vorher schon ansteckend sein könnten, darauf können sie gerade keine Rücksicht nehmen.

Draußen vor der Tür scheint die Sonne, der Himmel ist strahlend blau, der Bus B12 fährt gut besetzt vorbei, ein obdachloser junger Mann schläft auf einer Bank. Wolfram desinfiziert ihre Brille, das Handy, die Wasserflasche, alles, was Kontakt mit dem Krankenhaus hatte. Zu Hause warten ihre beiden Kinder. Dort kann sie endlich ein paar Stunden die Augen verschließen vor dieser Stadt, die innerhalb weniger Tage zum Epizentrum der Pandemie geworden ist.

Knapp drei Monate nach dem Corona-Ausbruch in Wuhan hat Amerika China als Land mit den meisten Infektionen abgelöst, ein Drittel davon wird in New York verzeichnet. Einer Stadt mit untypischer Verdichtung, mit lebendigen Stadtvierteln, notorisch vollen Bürgersteigen, Straßenverkäufern, überfüllten U-Bahnen und Bussen. Drei große Flughäfen sorgen für einen Austausch mit der Welt, wie ihn keine andere Metropole kennt. Für ein Virus gibt es in den USA keinen besseren Ort. In der Krise ist New Yorks Stärke zur Schwäche geworden.

Der erste Fall wird am 1. März bekannt, eine Krankenschwester, 39 Jahre alt, die kurz zuvor im Iran gewesen ist. Leichte Symptome, Isolation zu Hause. Zu diesem Zeitpunkt gibt es in den USA keine Möglichkeit, Patienten schnell und massenhaft auf das Coronavirus zu testen. Die Regierung in Washington spielt das Thema herunter. Der Test, den die zuständige Behörde entwickelt, funktioniert nicht. Das Virus verbreitet sich wochenlang unbemerkt. Gouverneur Andrew Cuomo beruhigt seine Bürger: »Es gibt keinen Grund, Angst zu haben, leben Sie Ihr Leben wie bisher.«

Zwei Tage später der zweite Fall, ein 50-jähriger Anwalt, Intensivstation. Weil das Krankenhaus die Corona-Infektion bei dessen erstem Besuch nicht erkannte, infizierte er 28 Menschen. Nun beginnt die Politik zu reagieren: Ein ganzer Vorort wird unter Quarantäne gestellt. Am selben Tag erhält New York die Erlaubnis, einen selbst entwickelten Test zu benutzen. Bis zum 11. März steigt die Zahl der Infizierten auf 216. Bürgermeister Bill de Blasio sagt in einer Pressekonferenz jedoch, gesunde Menschen sollten ihr Leben normal weiterführen und weiterhin in Restaurants gehen. Am 16. März sind es dann 950 Infizierte, Schulen und Restaurants werden geschlossen. Knapp einen Monat nach dem ersten bekannt gewordenen Fall, am Montag, dem 30. März, gibt es in der Stadt 36.221 Corona-Infizierte und 790 Tote. Allein am vergangenen Wochenende starben 161 Menschen an Covid-19. Die Hoffnung, alles werde schon nicht so schlimm kommen, führte zu einem parteiübergreifenden Politikversagen, an dem sowohl New Yorks demokratischer Bürgermeister als auch Donald Trump Anteil hatten. Trump fürchtete schlechte Börsenwerte, und Bill de Blasio glaubte, geschlossene Schulen und Restaurants würden seine politische Basis, die sozial Benachteiligten, besonders hart treffen. Keiner von beiden wollte die politischen Kosten unterschiedener Prävention zahlen.

Unter New Yorks Krankenhäusern sind einige der besten der Welt. Wenn aber sehr viele Patienten behandelt werden müssen, offenbart das amerikanische Gesundheitssystem seine Schwächen.

Kommen in Deutschland acht Krankenhausbetten auf 1000 Einwohner, sind es in der Stadt New York nur 2,7. Das Kings County Hospital, in dem Sigrid Wolfram arbeitet, ist eines der größten städtischen Krankenhäuser New Yorks, angeschlossen an das auf der anderen Straßenseite liegende Uni-Klinikum SUNY Downstate. Nach dem 11. September 2001 begann man hier, sich auf Katastrophen vorzubereiten. Es gibt eine eigene Covid-Kommandostruktur und spezielle Einsatzpläne. Lernschwestern arbeiten mit geschulten Intensivschwestern zusammen, Kinderärzte mit Internisten. Werden die Beatmungsmaschinen knapp, können sie mit einem Verbindungsstück so umfunktioniert werden, dass vier Patienten von ähnlicher Statur und vergleichbarem Lungenvolumen damit gleichzeitig beatmet werden können. Mit täglich 9000 Notrufen in der Stadt, mehr



Nie war Manhattan so leer wie in diesen Tagen: Ein Blick in die 42nd Street, rechts das Chrysler Building

»Gott, hilf uns«

In New York droht den USA die Corona-Katastrophe. Unterwegs mit einer Ärztin im Kampf gegen das Virus – und gegen das Versagen des Systems

VON KERSTIN KOHLENBERG



Oberärztin Sigrid Wolfram arbeitet in der Notaufnahme des Kings County Hospital in Brooklyn

als am 11. September, stoßen allerdings auch die besten Katastrophenpläne an ihre Grenzen. Ohne weitere Hilfe aus Washington werde es bereits am kommenden Wochenende zu wenig Beatmungsmaschinen, zu wenig Personal und zu wenig Betten geben, so schildert der Bürgermeister die Situation.

Die Corona-Krise in den New Yorker Krankenhäusern produziert keine fesselnden Dramen, wie man sie aus Fernsehserien kennt, in denen Ärzte heroische Operationen durchführen, um Leben zu retten. Die Covid-19-Behandlung beschränkt sich derzeit auf fiebersenkende Mittel und künstliche Beatmung. Die Katastrophe, gegen die Sigrid Wolfram und ihre Kollegen ankämpfen, hat ganz banale und bürokratische Gründe – sie ist eine Versorgungskrise. Leise, schlechend gehen die Mittel aus. Spezielle Schutzkleidung ist im Kings County Hospital mittlerweile Ärzten und Pflegern vorbehalten, die im direkten Kontakt mit einem Patienten stehen, weil sie ihn zum Beispiel intubieren müssen. Der Rest des Personals muss mit einfachen OP-Mundschutzmasken und Zellulosekitteln über der Krankenhauskleidung auskommen. Sterile Tücher sind nicht mehr frei zugänglich, sondern eingeschlossen, damit sie keiner mit nach Hause nimmt. Man überlegt, die zertifizierten Atemmasken mit Virenfilter jetzt über mehrere Tage zu verwenden. Es gibt eine bestimmte Falt- und Aufbewahrungstechnik, mit der die saubere Seite geschützt werden soll.

Unter solchen Arbeitsbedingungen kann ein falscher Handgriff lebensgefährlich sein. Den vielen überarbeiteten Krankenschwestern in der Stadt macht das Angst. Sie verschaffen sich Luft in Facebook-Gruppen: »Wir sind erst am Anfang der Krise, und die Krankenhäuser sind jetzt schon überfordert. Gott, hilf uns, denn ich weiß nicht, ob jemand auf Erden das kann ...«, schreibt Diana Torres, Krankenschwester am Mount Sinai Hospital. Vorgangene Woche starb der erste Krankenpfleger in New York an Covid-19, 48 Jahre alt, Asthmatiker. Hätte er besseren Schutz gehabt, schrieben seine Kolleginnen, wäre das nicht passiert.

In einer historischen Anstrengung versucht Washington nun, mit einem Zwei-Billionen-Dollar-Hilfspaket die Probleme des amerikanischen Sozialsystems provisorisch zu lösen. Im Rahmen dieses Programms soll der Bundesstaat New York für seine Krankenhäuser 3,9 Milliarden Dollar erhalten. Zu wenig, sagt Gouverneur Cuomo, dessen Haushalt schon vor der Krise ein Sechsmilliarden-Dollar-Loch aufwies. Zugleich plant er paradoxerweise, im Krankenhausbudget seines Bundesstaats um die 200 Millionen Dollar einzusparen.

Als Sigrid Wolfram sich eben auf den Heimweg macht, wird sie von einem Mann angesprochen, der Krankenhauskleidung mit dem Aufnäher »General Hospital Tampa« trägt. Er sei Komiker und Krankenpfleger, aus Florida. Da seine Auftritte wegen Corona abgesagt worden seien, würde er gern in diesem Krankenhaus helfen. Es hat sich herumgesprochen, dass einige Krankenhäuser Pflegern und Schwestern bis zu 100 Dollar die Stunde zahlen. Wolfram schaut erst skeptisch, dann tut sie, was in normalen Zeiten unvorstellbar gewesen wäre: Sie bringt den Mann in die Personalabteilung.

Corona hat New York verändert. Selbst den ungeliebten Gouverneur des Bundesstaates hat die Stadt ins Herz geschlossen. In normalen Zeiten stieß Cuomos patriarchaler Regierungsstil auf Abneigung. Man nannte ihn einen »menschlichen Bulldozer«. Jetzt ist einer wie Cuomo das, wonach sich die New Yorker sehnen. Der Gouverneur hat früh den Notstand ausgerufen, seitdem kann er per Dekret regieren. Er hat Ärzte für die Dauer der Pandemie von ihrer Haftungsspflicht entbunden und Krankenhäuser von vielen Auflagen befreit. Die New Yorker hat er angehalten, ihre Wohnungen nur für die nötigsten Besorgungen zu verlassen. Cuomo hat 1100 Häftlinge, die wegen geringfügiger Vergehen einsaßen, entlassen, weil das Virus sich durch die Gefängnisse frisst. Das gläserne Javits-Kongresszentrum hat Cuomo mithilfe des Militärs zum Lazarett umgewandelt. Zusammen mit dem Lazarettenschiff *USNS Comfort*, das seit Montag im Hudson ankert, sind das 2500 Betten für all jene Kranken, die nicht an Covid-19 leiden.

Cuomo kämpft täglich um mehr Unterstützung aus Washington. Seit er jeden Morgen eine knappe, klare Pressekonferenz abhält, kursiert auf Twitter der Hashtag #cuomo4president.

Während die Krankenhäuser rund um die Uhr wie Kraftwerke arbeiten, liegt der Rest der Stadt friedlich da. Straßen und Bürgersteige haben sich geleert, der Verkehr ist auf Amazon- und Fed-Ex-Lastwagen zusammengeschrumpft, die wie fleißige Bienen die Einkäufe in die Wohnungswaben liefern. Allein auf Baustellen wurde noch bis zuletzt gearbeitet, als gäbe es das Virus nicht. Die Baubranche ist mächtig in New York. Dann jedoch wurden die ersten Bauarbeiter krank, und ihre Kollegen begannen zu protestieren. Nun hat Cuomo dem Virus auch die Baustellen genommen. Geöffnet sind jetzt nur noch Parks und Kinderspielplätze. Dorthin strömen nach wie vor die Erholungssuchenden.

Abends um sieben, nachdem Sigrid Wolfram geduscht und endlich etwas gegessen hat, öffnen sich in New York Zehntausende Fenster. Menschen in der ganzen Stadt beginnen, zwei Minuten lang zu applaudieren. Als Dank an das Pflegepersonal und die Ärzte. Bereits zehn Kollegen von Wolfram sind mit Covid-19-Symptomen zu Hause, es gibt eine Urlaubssperre, Wolfram ist jetzt auch an ihren freien Tagen auf Abruf. Ein einziges Beatmungsgerät stand heute im Krankenhaus noch zur Verfügung, sagt sie. Selbst der Wartebereich werde in der kommenden Woche zu einer Krankenstation umgebaut, um Platz für mehr Betten zu gewinnen.

In den kommenden zwei bis drei Wochen, erwartet sie, werde die Lage sich verschlimmern. Es würden noch viele Menschen sterben. Irgendwann werde man wohl ein Lazarett auf dem Parkplatz aufbauen müssen.

Ohne Hoffnung ist sie nicht: Sollten die New Yorker noch einige Monate lang zu Hause bleiben, werde der Anstieg der Neuinfektionen sich verlangsamen, stagnieren, schließlich zurückgehen. Dann könnten die Krankenhäuser die Lage wieder bewältigen. Und irgendwann werde es einen Impfstoff geben. Sigrid Wolfram hofft, dass sie bis dahin gesund bleibt.